Frühlingsglocken!

Er stellte sich ganz pünktlich ein —
Mit sanftem Weh'n und Sonnenschein,
Der Mai, der Freudenspender.
Nun treibt er uns durch Flur und Wald,
Wer trotzt noch seiner Allgewalt,
Dem Herrscher aller Länder!
Schön hat er Alles ausgedacht,
Als wär's ein süßer Traum der Nacht;
Die Erde prangt im Blumenkleide,
Wen treibt es jetzt nicht in die Weite?

Das liegt halt in der Menschenbrust:
Das Frühlingsweh'n, die Wanderlust!
Es treibt uns in die Ferne;
Ein neues Hoffen zieht durch's Herz,
Verscheucht die Trauer, heilt den Schmerz,
Es glänzen heit're Sterne.
Der Allerärmste dünkt sich reich
Und stellt sich seinen Brüdern gleich;
Als hätt' er's große Loos gewonnen,
Des Winters Drohen ist zerronnen!

Es lockt und ruft der grüne Wald,
Kaum daß der Morgenruf erschallt,
Beginnt der Vöglein Reigen;
Wohl dem, der das genießen kann
Und lebt nicht in des Tages Bann,
Wo alle Flöten schweigen. —
Das Leben ist oft voller Qual,
Was soll der heit're Sonnenstrahl;
Ob Wald und Flur sich lieblich färben,
Hier heißt es, leben oder sterben.

Viel Tausend' sehen nicht das Licht,
Da schleppen sie des Tag's Gewicht,
Wenn Andere genießen;
Nie werden ihre Wangen roth,
Schwer ist der Kampf um's täglich Brot,
Viel' Thränen müssen fließen.
Der Sonntag ist die einz'ge Zeit,
Wie dehnt sich da die Brust so weit!
Die Werkstatt ruht, sie seh'n sich wieder,
Des Hauses abgehärmte Glieder!

Und draußen lockt die frische Flur,
Wer folgt nicht gern der Maienspur,
Nach schweren Wochentagen?
Ganz and're Glocken laden ein,
Ein froher Ruh'tag soll es sein,
Verstummen soll die Klage.
So hat's der liebe Gott gewollt!
Ob mancher starre Mucker grollt,
Ein Maientag bringt neues Leben,
Als wollt' der Himmel uns umschweben.

Wie schön war's doch im Vaterland!
Da ging's schon früh im Festgewand
Hinaus auf Flur und Auen;
Hell klang das Lied, das Herz ging auf,
Die frohe Schaar kam früh zu Hauf,
Im schönen Morgengrauen.
Hier lebt ein anderes Geschlecht,
D'rum ist die Freude auch nicht echt;
Die Mucker haben viel zu sagen,
Was weiß man hier von frohen Tagen!

A. F. S.

Bange machen, gilt nicht!

Umringt von feindlichen Gewalten
War oft das deutsche Volk bedroht;
So laßt uns fest zusammenhalten,
Auch in der allerschwersten Noth!
Mag kommen, was auch kommen wolle,
Und drohte uns auch hier Gefahr—
Die Deutschen trotzten jedem Grolle,
So lang's ein Volk von Brüdern war.

Viel' schwere Wetter rollten nieder,
Als wär' kein Retter in der Welt;
Dumpf tönten uns're Heldenlieder
Auf blutgefärbtem Ehrenfeld —
Schlug uns der Feind auch tiefe Wunden,
Stolz bäumte sich die treue Schaar;
Nie hat man Deutschland überwunden,
So lang's ein Volk von Brüdern war.

Wer sah je Deutschland's Söhne zittern,
Die Heldenschaar, zu Land und Meer?
Manch' Bollwerk mußte da zersplittern,
Vor dieser eisenstarken Wehr.
Ob Tausend' auch den Tod gefunden,
Es galt der Heimath Hochaltar;
Nie hat man Deutschland überwunden,
So lang's ein Volk von Brüdern war.

So steht es in der Weltgeschichte:
Wer löscht die Ruhmesthaten aus?
Manch' grimmer Feind wird schon zu nichte,
Im Völkerkampf, im Sturmgebraus!
Bei Leipzig steht es, unumwunden,
Bei Sedan ward es offenbar;
Nie hat man Deutschland überwunden,
So lang's ein Volk von Brüdern war.

Sind oft getrennt die deutschen Stämme
Und hört man der Parteien Streit;
Der deutsche Mann ist keine Memme,
Macht sich ein böser Nachbar breit.
Der inn're Hader ist verschwunden,
Mit einem Schlag wird's klipp und klar;
Nie hat man Deutschland überwunden,
So lang's ein Volk von Brüdern war.

Man fegt den Feind mit ehr'nem Besen,
Wer wagt sich an's Germanenland?
Die deutsche Kraft, das deutsche Wesen,
Im Tode halten sie noch Stand!
Wir sind in Sturm und Noth verbunden,
Hoch schwebt er noch, der Kaiser-Aar;
Nie hat man Deutschland überwunden,
So lang's ein Volk von Brüdern war.

A. F. S.

Die Rose.

Von Ferdinand Künzelmann, Berlin.

Das war an dem Abend, als Susanne Alvingsteede den Hauptmann Harstedt in einer ganz stillen Hochzeit zum Manne genommen hatte. Der Hauptmann war blind und ein Krüppel aus dem Felde zurückgekommen, und es war mehr eine Heirath des Mitleids als der Liebe.... Am Abend dieses stillen und sonderbares Tages saßen wir vier, fünf junge Leute noch ziemlich spät bei einem Glase Wein und erzählten uns allerlei Geschichten von lustigen und von ernsten Hochzeiten, die wir mitgemacht, oder von denen wir gehört hatten. Damit ging eine Stunde hin. Dann kamen wir auf den Krieg, denn zwei von uns waren im Felde gewesen, waren schweigsamer wiedergekommen als sie ausgezogen waren und hatten, als ihre hartgeschlossenen Lippen sich endlich öffneten, viel zu berichten und zu sagen. So war wieder fast eine Stunde vergangen, und es war nicht mehr weit von Mitternacht, als Jürgen ten Brinck, der Rittmeister, ein Vetter des Hauses, plötzlich den Kopf zur Thür hereinsteckte, um uns zu sagen, daß er noch nicht schlafen könne. Er müsse mit uns durchaus noch eine Cigarette rauchen.

Er warf sich in einen Sessel, zog seine langen Beine wunderlich ein und machte es sich bequem. Katzenbequem, wie er es nannte. Als er hörte, daß wir vom Kriege sprachen, zog er ein Gesicht. „Wenn man ein Jahr lang draußen war, spricht man lieber vom Wetter und von den Blumen," sagte er. Plötzlich fuhr er auf und begann, ohne sich um das Gespräch der anderen zu kümmern, eine Entdeckungsreise in dem weitläufigen, halbdunklen Zimmer, das mit vielen Ecken und Winkeln, mit schönen, alten Möbelstücken aus der Großväterzeit behaglich und traulich eingerichtet war. Eine ganze Weile hatte er sich so, stumm und ganz für sich beschäftigt. Plötzlich sagte er, irgendwo aus der Tiefe des Zimmers her, neben einem Glasschrank stehend: „Hier liegt in einer Schaale eingesargt, eine zertretene Rose, die noch nicht alt ist. Was bedeutet das? Rosen, die man sich aufhebt, haben immer eine Geschichte. Und nun erst gar eine zertretene Rose. Das ist schon beinah ein Roman. Erzähl' mir die Geschichte dieser Rose, Jobst."

Jobst war der jüngste von uns, der Herr dieses Zimmers, und ein schmächtiger, blasser, ewig kränkelnder Mensch, der zu Hause geblieben war, weil Herz und Lunge ihm so viel zu schaffen machten.

Er hatte mit glänzenden Augen dagesessen und hatte dem Lieutenant zugehört, der viel von dem Uebergang über den großen Fluß und dem schweren Geschützfeuer des Feindes berichtete.

„Nein," sagte er nebenher und mit einer erschrockenen Miene, „nein, davon wollen wir lieber nicht reden. — Von der Rose da hinten, meine ich. Das ist eine Geschichte, die nur für mich Sinn hat."

„Das sind Geschichten, die es nicht gibt," sagte der Rittmeister, „aber wenn du nicht willst, schön. Natürlich ist es eine Liebesgeschichte — Was mit Rosen zusammenhängt, sind ja überhaupt immer Liebesgeschichten."

Das Gespräch war unterbrochen, und Alle sahen mit einem kleinen Lachen, halb mitleidig, halb neugierig zu Jobst herüber, der plötzlich den Kopf sinken ließ und schwer athmete.

„Nanu," fragte der Lieutenant, der gerade von den großen Mörsern gesprochen hatte, „was ist denn los?" Jobst wandte sich ein wenig nach ihm um, zuckte die Achseln und sagte leise: „Ihr glaubt mir meine Geschichte ja doch nicht. — Warum also davon reden? Eigentlich ist es gar keine Geschichte, sondern höchstens — höchstens...."

Er brach ab, bedeckte die Augen mit der Hand und schauderte wie fröstelnd zusammen.

„Also, was ist es?" fragte der Rittmeister und sah gelangweilt auf die Ringe an seinen Händen. Jürgen ten Brinck hatte die Gewohnheit, mit seinen Gedanken die weitesten Reisen zu machen und niemals lange bei den Gesprächen der Anderen zu bleiben.

„Eine Begegnung," sagte Jobst.

„Begegnungen können sehr nett und hübsch sein," sagte einer der Lieutenants. „Es kommt nur darauf an, wem man begegnet."

„Dies war eine Begegnung mit dem Tode," sagte Jobst aufstehend. Dann ging er langsam mit seinen müden, gleitenden Schritten, in denen immer etwas von Unsicherheit war, tief in das Dunkel der entlegensten Ecke hinein.

Ein betretenes Schweigen antwortete ihm, verwunderte Blicke liefen hinter ihm her. Der Rittmeister machte eine kleine Bewegung mit dem Kopfe, eine sehr vieldeutige Bewegung, und schloß für einen Augenblick seine wasserklaren Augen. Dann sagte er: „Ja .... das .... das kommt vor .... Erzähl' uns doch davon. Wir sind ja nicht so schreckhaft. Nicht wahr? Wir stehen uns ja Alle mit dem Tode beinahe auf Du und Du. Und außerdem ist es oft wie eine Erleuchtung, wenn man vergleichen kann, wenn man nebeneinanderstellt, was der und jener erlebt."

Die Offiziere wunderten sich und fragten, seit wann Jürgen in Gespenster glaube.

Der Rittmeister zuckte die Achseln, lächelte verbindlich, wie es seine Gewohnheit war, und sagte: „Laßt es nur gut sein. Gespenster sind eine sehr schätzbare Angelegenheit. Das heißt, wenn man die Gabe hat, mit ihnen umzugehen." Und dann, schnell den Ton ändernd, wandte er sich wieder zu Jobst hinüber und sagte: „Also erzähl' doch. Es ist gleich Mitternacht. Also die richtige, ordentliche und gehörige Zeit für deine Geschichte."

Jobst kam unter dem gespannten Schweigen der Anderen langsam wieder in den Kreis der Lampe zurück und sagte: „Wenn Ihr denn durchaus wollt, gut, dann kann ich ja erzählen. Also das war so: Ich hatte von Kindheit an einen Freund, den jungen Grafen Halgerode, mit dem ich mich besser verstand, als mit irgend einem anderen. Er hatte immer Geduld mit mir, und er gab sich immer Mühe, daß er sich mir anpaßte. Ja, das wißt Ihr! Und Ihr wißt auch, daß er hier bei uns gewesen ist, neulich, vor drei Monaten, als er verwundet war, und daß wir ihn hier, nicht ohne Mühe, gesund gepflegt haben."

Das wußten wir Alles.

„Daß er die Zeit nicht erwarten konnte, wieder in's Feld zu kommen," fuhr Jobst fort, „begriff ich gut, denn er gehörte zu den Menschen, für die Jagd und Krieg der natürlichste Zustand von der Welt sind. Ich beneidete ihn, als er wieder hinaus konnte, und war doch sehr traurig, ihn herzugeben. Aber er lachte immer, wenn ich von schwarzen Dingen sprach und er meinte, ihm könnte nichts geschehen. Er hätte schon mit der schweren Wunde dem Tode seinen Tribut geahlt und hätte nun ein Anrecht auf ein langes, fröhliches Leben in Sonne und Licht."

„Das glauben wir gern," sagte der Rittmeister. „Wie man ja überhaupt gern das Helle und Hübsche glaubt und in seinen Gedanken dem Dunkeln und Trüben aus dem Wege geht. Sofern man Kultur hat wenigstens. Und das ist es ja schließlich, worauf es ankommt."

Wir anderen wurden ungeduldig. Jobst hatte nicht recht zugehört.

„Die letzte Zeit seines Hierseins lief wie ein Traum hin," fuhr er fort, „und es kam ein Morgen, an dem stand der Koffer gepackt, und es ging wieder hinaus in die Welt und in den Krieg. Er fuhr in die Stadt, an den Schnellzug. Die Schnellzüge halten in unserem Dorfe ja nicht. Ich konnte mich nicht entschließen, ihn zu begleiten, und ich habe meinen Abschied von ihm im Hause genommen. Aber verabredet hatten wir, daß ich auf unseren Bahnhof hier gehen sollte, wenn sein Schnellzug durchfuhr. Dann wollten wir uns noch einmal sehen, uns noch einmal im schnellen Vorüberfliegen. Das that ich denn auch, und ein glücklicher Zufall ließ es geschehen, daß der Schnellzug auf unserem Bahnhof ein wenig langsamer fahren mußte als sonst. So konnte ich ihn deutlich erkennen, wir konnten uns ein paar Worte zurufen und ich konnte ein paar Schritte neben dem Wagen hergehen, der ihn fortführte. Plötzlich, als der Zug wieder anfing schneller zu fahren, riß er eine Rose von der Brust, die er sich selbst am frühen Morgen geschnitten hatte, und er warf sie mir mit einem hellen Aufleuchten seiner Augen zu. Sie fiel dicht vor meinen Füßen hin. Aber als ich mich schnell bückte, um sie aufzuheben, — da trat plötzlich ein plumper, häßlicher Stiefel dicht neben meiner Hand zur Erde nieder und zermalmte die Rose.

Ich sah auf, ein Fremder mit einem schmutzigen Mantel, ein Fremder mit einem grauen, grinsenden Gesicht, ein Mensch, den ich ganz gewiß zwei Augenblicke vorher noch nicht gesehen hatte, stand neben mir, grinste und sah mich mit fletschenden Zähnen an. „Warum haben Sie das gethan?" fragte ich. Ein Lachen war die Antwort. Und dann sagte eine knarrende, häßliche Stimme: „Eine Rose und ein Leben — was liegt daran?" In diesem Augenblick sah ich, daß der Zug schon seine Biegung machte, daß er gleich hinter dem Wäldchen verschwunden sein mußte, und ich lief schnell vorwärts, an dem Fremden vorüber, um den Freund noch einmal zu grüßen. Aber sein Wagen hatte die Wendung schon gemacht. Ueber dem kurzen Gespräch mit dem Mann, der eine Rose zertreten hatte, war mir der letzte Blick des Freundes verloren. Ich kehrte traurig um. Der Bahnhof war leer, nur ein paar Bauernweiber waren da und sprachen mit lauten Stimmen über die Waaren in ihren Körben. Mir wurde plötzlich bang und schwer zumuthe. Mir war, als hätte Jemand nach meinem Herzen gegriffen. Trotzdem gab ich mir Mühe, den Fremden zu finden, der mir so arg mitgespielt hatte. Aber Niemand hatte ihn gesehen, Niemand konnte mir Auskunft geben. Ich spürte, daß man mich mit sonderbaren Blicken ansah, als ich die Frauen und die Beamten nach einem Menschen fragte, den nur ich allein gesehen haben wollte. Da gab ich denn das Fragen auf. Aber die zertretene Rose hob ich aus dem Schmutz auf und nahm sie mit mir und legte sie dort in die Schale, wo sie jetzt noch liegt. Solange noch ein wenig Leben in ihr war, gab ich ihr Wasser und ich pflegte sie. Das geht ja schnell im Sommer, wenn die Tage heiß sind. Und nach acht Tagen kam denn auch die Nachricht, daß Halgerode gefallen war. Irgendwo in Flandern, in seinem ersten Gefecht. Die Andern glaubten, sie dürften es mir nicht sagen, aber ich merkte an ihren Mienen und an ihrem ganzen geheimnißvollen Gebaren, was geschehen war. Es schlug mich auch nicht zu Boden und es hat mich auch nicht getödtet: ich war ja vorbereitet. Ich hatte nichts anderes erwartet. Es mußte so kommen."

Jobst war im Sprechen und Erzählen langsam im Zimmer auf- und abgegangen und stand nun, als er geendigt hatte, dicht neben der Thür.

Er öffnete sie leise, sah uns mit einem Lächeln an und sagte: „Nicht wahr, Ihr träumt nicht davon? Gute Nacht."

Dann ging er, ganz leise. Sehr langsam schloß sich hinter ihm die Thüre.

Wir anderen waren sehr still, saßen aneinander vorbei und tranken und rauchten, schweigsam, mit allerlei Gedanken.

Der Rittmeister war aufgestanden und hatte ein Fenster geöffnet. Draußen stand eine blaue Nacht mit vielen Sternen, mit einer schmalen Mondsichel und dem süßen, reifen Duft, den der Herbst hat.

Dann schlug die alte Uhr auf dem spitzen Thurme Mitternacht. Sehr milde, sehr rein und weich zogen die zwölf Schläge dahin und hoben diese Stunde für uns alle aus dem ewigen Kreislauf der Zeit hoch empor.

Der Rittmeister wandte sich um und hatte eine sonderbare, versteinerte Miene und einen fernen, seltsamen Blick. Er kehrte langsam zu uns zurück, blieb auf halbem Wege stehen und lächelte plötzlich und sagte mit einem kleinen Seufzer und einer kleinen Bewegung seiner schönen Hand: „Ja, das ist nun einmal so, daß man eine Rose und ein Leben nicht achtet. Das ist nun einmal so, weil wir blind sind!"

Und dann leerte er langsam das Glas mit rothem Wein.

Die Jungens von der „Waterkant".

Die „Hamburger Nachrichten" schreiben:

Am 7. Februar 1916 jährte sich zum ersten Male der Anfangstag der Winterschlacht in Masuren, die zur völligen Befreiung Ostpreußen's von den Russen und zur Vernichtung der zehnten russischen Armee führte. In den Tagen vom 7. bis 16. Februar 1915 erhielten eine Anzahl neu aufgestellter Truppentheile ihre Feuertaufe, unter ihnen auch das Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 266, das sich auf dem südlichen Flügel der Umfassungstruppen befand und sich größtentheils rekrutirte aus den Hansestädten, Schleswig-Holstein und Mecklenburg. Bei der riesigen Ausdehnung des Kampffeldes löste sich die Schlacht in Einzelkämpfe der Divisionen, Regimenter oder besonders formirter Detachements auf. So nahm das Regiment hervorragenden Antheil an der Wegnahme folgender stark befestigter russischer Stellungen:

am 8. Februar 1915 bei Lisken,

am 9. Februar 1915 bei Sulimmen—Neu-Drugallen,

am 10. Februar 1915 bei Andreaswalde,

am 12.—13. Februar 1915 bei Schnepien und

am 13.—14. Februar 1915 bei Neuendorf.

Ein besonders erfolgreicher Ehrentag war das letztgenannte Gefecht, in dem zwei Bataillone des Regiments, 2. und 3. 266 und M. G. K., mit zwei anderen unter dem Kommando ihres Regimentskommandeurs, des Majors zur Megede, im unmittelbaren Anschluß an das eben beendigte Gefecht bei Schnepien, ohne gegessen zu haben, an einer von den Russen unbewachten Stelle über den Lykfluß drangen, und sich im Walde in den Rücken der außerordentlich stark befestigten Stellung der Russen bei Neuendorf zogen, die dann gegen Morgen von rückwärts genommen wurde. Hierbei wurden etwa 1200 Gefangene gemacht.

Die junge Truppe war in diesen Tagen ein festgefügtes kampferprobtes Ganze geworden und konnte mit Stolz auf ihren Antheil an der Masurenschlacht blicken, der auch von ihren Vorgesetzten voll anerkannt wurde.

Am 15. Februar 1915 überschritt das Regiment bei Prostken die russische Grenze. Es erhielt die Aufgabe, die zur Befreiung der im Augustower Walde eingeschlossenen russischen Divisionen von Grodno aus angesetzte russische Armee so lange aufzuhalten, bis die Bergung aller Beute gelungen war. Bei Sztabin gelang es am 18. und 19. Februar dem 2. und 3. Bataillon, den Feind über den Bobr-Fluß zurückzuwerfen. Zur Sperrung wichtiger Uebergänge Grodno gegenüber legte das Regiment verschiedene Stützpunkte an der Bobr-Linie an. Mächtige russische Angriffe scheiterten an dem hartnäckigen Widerstand der Bataillone. So mißlang am 23.—24. Februar 1915 bei Ostrow am Bobr ein mit starken Kräften unternommener Vorstoß trotz anfänglichen Erfolges beim 1. und 2. Bataillon. Am gleichen Tage griff der Feind das dritte Bataillon bei Czarniewo—Kunicha an. Auch hier mußte er sich wieder über den Fluß zurückziehen. Am 2. März 1915 überschritten russische Kräfte in Stärke etwa einer Division das Eis des Bobr-Flusses bei Ostrow. Das 1. und 3. Bataillon hielten allein zwölf Stunden dem Ansturm stand, bis Hülfe kam. Der Feind wurde völlig aufgerieben. 1500 Gefangene fielen in unsere Hände. Hunderte waren durch Feuer getödtet oder im Sumpf versunken. „Die von der Waterkant" hatten sich wiederum als tapfere Streiter gezeigt.

Michael Georg Conrad.

Zum 70. Geburtstag des deutschen Dichters und Schriftstellers Michael Georg Conrad am 5. April schreibt Dr. Anselm Rüst in den „Hamburger Nachrichten":

„Wie die Blätter des Waldes, so der Menschen Geschlechter ..." singt der unsterbliche Dichter; aber Natur und Geist scheinen in den Jahrtausenden doch sehr verschiedene Wege zu gehen. Manche Blätter am Baum der Menschheit scheinen grün bleiben zu müssen, dürfen nicht welken, niemals verwehen; wir sprechen von greisenhaften Jünglingen, aber wir sprechen ebenso von dem „ewigen Jüngling Klopstock", und in der Aufzeichnung unserer jüngsten deutschen Literatur wird man ebenso einst von dem „ewig jungen" Michael Georg Conrad schreiben, der doch heute an der Schwelle des biblischen Alters steht! Siebzig Jahre! Wie mancher von Denen, bei denen er einst Pathenstelle vertrat, wird darob ungläubig lächeln. Der immer nur ein Kämpe und ritterlicher Vorkämpfer gewesen ist, ein Bannerträger und Fanfarenbläser der neuen Zeit—wie mögen dem Begeisterten die weißen Haare steh'n; und man erinnert sich gewisser Helden und Feldherren der Geschichte, die, ob sie auch jung ihr Bestes und Freudiges gethan, durch irgend eine Verkettung der Umstände ihr klares Greisenauge hauptsächlich auf aller Nachwelt ruhen lassen..."

Aus dem Lande der Ritter und Reisigen, aus dem in Kampf und Sang schon im Mittelalter streitbarsten Frankenlande ist auch Conrad wieder gekommen; zu Guodstadt daselbst ward er am 5. April 1846 geboren, und wo schon des edlen Walters von der Vogelweide tapferes Lied erscholl, wo Rückert's „geharnischte" Sonetten erklangen — da führte auch Conrad uralte Tradition weiter zu den rebellischen „Liedern eines Sünders" (1887) von dem anderen Franken Hermann Conradi, bis Maximilian Dauthendey in der uralten Hauptstadt Würzburg inniger und befreiter wieder den feurigen Rhythmus von heute bezwang.

Fränkischer Heimath traute Gauen,
Euch mit den Augen des Herzens zu schauen,
ungetrübt, ich preise mein Glück,
so oft meine Seele sich heimgefunden.
Aus Auslands-Fernen
und Traumessternen
bei Tag und bei Nacht in heiligen Stunden,
wie wandelte ich selig die Wege zurück
zu dir, wie grüßt ich dich froh mit Mund und Hand,
meine Frankenheimath, mein Jugendland! ....

.... so sang Conrad in seinen 1892 erschienenen Versen „Salve Regina!" und wer nicht bloß nach Oberflächen sah, dem brauchte er diese innerste Verwurzelung mit der Heimath nicht erst zu betonen. Denn freilich—auch diesen urechten und typischen Zug seiner Landsleute seit ältesten Zeiten hatte dieser Jüngling geerbt, den unruhigen Reise- und Wandertrieb, daß es ihn erst einmal Jahre und Jahre nach Italien, nach Paris, nach England und Spanien drängte, ehe er endgültig wieder im „Bajuvarenlande," diesmal und bis heute in seinem treuen München, Rast und Genügen fand. Aber hier ging ja auch kein müßiger Fant und Zeitvergeuder, hier ging einer mit den reizsamsten Augen und Ohren, die Welt zu schauen und durch sich hindurch zu leiten, und so hatte ihn denn das Schicksal für eine große Mission gespart, bei seiner Heimkehr Erwecker mindestens des deutschen Südens zu werden! Erwecker? Jawohl, — dichterisch-schöpferischer Erwecker der wieder einmal nach Perioden lebendigen Wachsthums und Wirkens schlaff und seelenlos gewordenen deutschen Schriftsprache; Bluterneuerer der alten Zeichen und Hieroglyphen des Wortes, das bei Unberufenen und Unwahren stets von Neuem zur leeren Hülse und Puppe erstarren wird. Conrad dagegen gehörte von zartester Kindheit an zu jenen unmittelbaren Naturen, die zu horchen und hören verstanden, die es beinahe unheimlich witterten und im Gefühl hatten, wenn irgendwo, irgendwann in der Welt einmal ein neuer Ton erklang.

Dies war zunächst buchstäblich auf musikalische Werthe anzuwenden. — „Ich war Wagnerianer," schreibt er in seinen Erinnerungen zur Geschichte der Moderne, „seit ich als zehnjähriger Junge auf meinem fränkischen Heimathsdorfe zum ersten Male Melodie'n aus „Tannhäuser" und „Lohengrin" auf einem alten gebrechlichen Hammerklavier spielen konnte: ein Hausirer der Schulbuchhandlung von Langensalza kam im Winterschnee durch mein Dorf gestapft und überließ mir für meine Sparpfennige die ersten Klavierauszüge Wagner'scher Opern." Dann aber hatte Conrad in geistigerem Sinne sofort und fast als Erster in Deutschland auch das Ohr für die Musik der Sprache; er war einer der Frühesten, die in Deutschland die 1871 erschienene „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" von Friedr. Nietzsche, die damals nur Kopfschütteln und professorale Ablehnung hervorrief, mit Enthusiasmus gelesen haben und der schon damals das morgenröthlich sich ankündende Genie des Verfassers zu spüren bekam. Aber erweckt und bewußter wurde Conrad's Fühlen und Denken doch erst in Italien, etwa zwischen 1871 und 1876, wo eben Emil Zola, von Frankreich aus, mit seinem naturalistischen Evangelium zu wirken begann. Auch hier ersah Conrad, während alle Welt bei uns noch das rein Aeußerliche und die abstoßende Häßlichkeit der beschriebenen Gegenstände mißbilligte, intuitiv den berechtigten Kern und die innerlichst-umwälzendee Wesenheit der neu aufgestellten Prinzipien: daß es sich eben nicht mehr in der Dichtung um die schönfärbende Glätte gleichsam ursprünglicher idealer Formen handle, sondern vor Allem und immer wieder um Wahrheit, und daß diese selbstverständlich in einem Jahrhundert, wo Sozial- und Naturwissenschaft so viele Erkenntnisse an's Licht gebracht, auch in der Neuheit des Ausdruckes sich offenbaren müsse!

So wurde Conrad in Deutschland denn der Erste — er hatte sich kurz entschlossen von Italien nach Paris begeben, um den Naturalismus an seiner Quelle zu studiren —, der, nicht mehr oberflächlich, sondern wirklich bemüht zu erkennen, über Zola schrieb, und ob maßlos angegriffen und befehdet, dadurch der Mitschöpfer einer großen und gesunden literarischen Bewegung wurde („Parisiana" und „Madame Lutetia"). Denn bald waren hiermit auch die Augen für das zweite, in derselben Richtung wirkende europäische Phänomen Ibsen geöffnet, dessen „Gespenster" unter Conrad's begeisterter Zustimmung schon 1880 zum ersten Male in München aufgeführt wurden — und nun gründete er, mit Wolfgang Kirchbach zusammen, für alle Tendenzen und Idee'n dieser Art 1884 das heute schon historisch berühmte Blatt „Die Gesellschaft," welche das überhaupt führende Organ des jungen Geistes in der deutschen Literatur wurde. Jenes Geistes, in dessen Zuge dann Arno Holz und Johannes Schlaf (die, mehr theoretisirend, dieselbe Erweckung für Norddeutschland, etwa um 1889, herbeiführten), große Lyriker wie Detlev von Liliencron und Richard Dehmel, Dramatiker endlich von der Bedeutung eines Gerhart Hauptmann und Mat Halbe erschienen. Mit tüchtigen eigenen Romanwerken trat dann auch Michael Georg Conrad selbst fast jedes dritte oder vierte Jahr in ihre Reihen — wir nennen nur die Münchener Milieuromane „Was die Isar rauscht" und „Majestät", worin er das tragische Schicksal Ludwig's des Zweiten geschildert hat, ferner den sozialen Roman „In purpurener Finsterniß" (1895), worin ein Bild vom Zukunftsstaat entworfen ist — aber eigentlich großartig und vor allem in alle Fernen wirkend ist doch mehr als sein eigentlich Dichterisches die beispiellos vorkämpferische und Licht und Raum schaffende Art seines Wesens verblieben.

Hühneraugen fallen ab, wie Bananenschalen.

Wundervolles, einfaches „Gets-It" verfehlt nie, alle Hühneraugen leicht zu entfernen.

„Würde es Sie nicht ärgern? Da habe ich mich seit Jahren mit einem Hühnerauge nach dem anderen geplagt, versucht, sie mit Salben,

Zögern! Benutzt das sichere „Gets-It" für jene Hühneraugen und rettet Euer Leben und Euere Zehen!

die die Zehen abfressen, Bändern, die an den Strümpfen kleben, Bandagen und Pflastern, die aus den Zehen Packete machen, und mit Blutvergiftung drohenden Rasirmessern und Scheeren loszuwerden. Dann versuchte ich „Gets-It" nur einmal, und Sie hätten das Hühnerauge abfallen sehen sollen — gerade wie eine Bananenschale." Es ist einfach, wunderbar. Es ist der moderne Weg, schmerzlos, in zwei Sekunden angewandt; beschädigt nie gesundes Fleisch oder reizt dasselbe. Schlägt nie fehl. Nichts, was auf das Hühnerauge drückt. Laßt wenigstens einmal die alte Mode beiseite und versucht „Gets-It" heute Abend. Für Hühneraugen, Schwielen, Warzen und Hautdrüsen.

„Gets-It" wird von Apothekern überall für 25c. die Flasche verkauft, oder direkt von E. Lawrence & Co., Chicago, Ill., versandt.

(Febr13,Mär29,Mai7,Jun18)

Beginnt morgen und fahrt damit jeden Morgen fort.

Gewöhnt Euch an, jeden Morgen ein Glas heißen Wassers vor dem Frühstück zu trinken.

Wir sind nicht lange auf Erden, laßt uns deshalb den Aufenthalt so angenehm wie möglich machen. Laßt uns gut leben, gut verdauen, gut arbeiten, gut schlafen und gut aussehen. Welch' glorreicher Zustand zu erringen und doch wie leicht ist es, wenn wir nur die Gewohnheit des Innenbades am Morgen annehmen wollen.

Leute, die gewöhnlich bei'm Aufstehen müde und abgespannt sind, arge Kopfschmerzen leiden, von Erkältung verstopft sind, belegte Zunge, saueren Magen und übelriechenden Athem haben, können sich so frisch wie eine Blume fühlen, indem sie jeden Morgen die Schleusen des Körpers öffnen und alle inneren, giftigen, stagnirenden Substanzen ausspülen.

Jedermann, ob krank oder gesund oder leidend, sollte jeden Morgen vor dem Frühstück ein Glas sehr heißen Wassers mit einem Theelöffel voll Kalkstein-Phosphat trinken, um aus Magen, Leber, Nieren und Eingeweiden die unverdaulichen Rückstände, saure Galle und giftigen Mikroben des Vortages zu spüllen; dadurch wird der ganze Verdauungs-Apparat gereinigt, erfrischt und gestärkt, ehe man dem Magen weitere Nahrung zuführt. Die Wirkung von heißem Wasser und Kalkstein-Phosphat auf einen leeren Magen ist wunderbar erfrischend. Es entfernt alle die saueren Gährungen, Gase, Abfälle und Säure und regt einen guten Appetit für das Frühstück an. Während Sie sich des Frühstücks erfreuen, entzieht das Wasser und der Kalkstein unbemerkt dem Blute eine große Quantität Wasser und bereiten alle inneren Organe für eine gründliche Reinigung vor.

Die Millionen von Leuten, die mit Hartleibigkeit, Verdauungs-Störungen, Magenleiden, Rheumatismus behaftet sind; Andere, die fahle Hautfarbe, Blutkrankheiten und kränkliche Gesichtsfarbe haben, werden dringend ersucht, ein Viertel Pfund Kalkstein-Phosphat in der Apotheke zu kaufen, das nur wenig kostet, aber genügt, um irgend Jemanden zu einem wahren Enthusiasten innerer Sanitation vor dem Frühstück zu machen.

(Anzeige)